

Wissenschaft im Wandel?

Kritische Reflexionen und Leitfragen transformativen Forschens

Carla Noever Castelos und Friedemann Wiese¹

Als Mitglieder des Transformationskollegs der Rosa-Luxemburg-Stiftung (RLS) haben wir uns die Frage gestellt, was kritische Transformationswissenschaft ist und was *transformative* Wissenschaft bedeutet. Auch die Transformationswissenschaften sind nicht davor gewappnet, problematische Aspekte des herrschenden Wissenschaftssystems fortzuführen. In ihnen reproduzieren sich ebenso Aspekte der imperialen Lebens- und Produktionsweise, beispielsweise durch Normalvorstellungen bezüglich Konkurrenz und Leistungsdruck, durch Zugangshürden zu Wissen und Universitäten, durch die Dominanz westlicher Wissens- und Vermittlungsformen, dominantes Rede- oder akademisches Flugverhalten (Inkermann u. a. 2019). Daher stellt sich die Frage: Inwiefern findet in unserer eigenen Wissenschaftspraxis im Kolleg und unseren Forschungsarbeiten eine »Reflexion dieser eigenen Verwobenheit von hegemonialer Wissenschaft mit der Hervorbringung bestehender Krisen und Fragen zur Transformation« (ebd.) statt?

Was transformative Wissenschaft ausmacht, wollen wir anhand von vier Leitfragen erkunden. Sie entstanden durch unsere Erfahrungen im Kolleg und in unserer Forschungspraxis und wir betrachten sie auf deren Basis. Wir setzen diese Erfahrungen zudem in Dialog mit der Literatur anderer *engaged scholars*. Beschäftigt hat uns:

1. Wofür generieren wir akademisches Wissen?
2. Wie generieren wir akademisches Wissen?
3. Wie setzen wir uns zum bestehenden akademischen Wissen in Beziehung?
Welches Wissen wird wertgeschätzt?
4. Wie gestalten wir Beziehungen in unserem akademischen Alltag?

1 Der Beitrag ist ein Ergebnis gemeinschaftlichen Denkens und Schreibens, zu dem beide Autor*innen gleichermaßen beigetragen haben. Die Reihenfolge der Namensnennung ist alphabetisch.

Doch zunächst: Wer sind eigentlich »wir«?

*Friedemann Wiese ist Sozial- und Kulturanthropologe und forscht zu den Arbeits- und Lebensrealitäten von Produktionsbeschäftigten bei Tesla in Grünheide. Ihn interessiert die Schnittstelle zwischen den Aushandlungen von Arbeit in der Fabrik und den Protesten von Umwelt- und Klimagerechtigkeitsaktivist*innen außerhalb der Fabrik. Ausgehend von Überlegungen der Environmental Labour Studies, Arbeitsrealitäten im Kontext von Reproduktionsarbeit und anderen Lebensrealitäten ganzheitlich zu verstehen, arbeitet Friedemann Wiese ethnografisch zu Teslas Autofabrik in Grünheide in Brandenburg.*

Carla Noever Castelos interessiert, wie Transformation in sozial-ökologischen Konflikten verhandelt wird. Dafür untersucht sie Konflikte um Lithiumbergbau im ländlichen Spanien. Sie fragt, inwiefern in Protesten gegen Bergbau gegenhegemoniale Transformationsentwürfe und -praxen entstehen, die Vorstellungen grünpolitikalistischer Transformation herausfordern. Ausgebildet als Politikwissenschaftlerin, gibt ihr für die Forschung mit den Protestierenden in Spanien und die Arbeit am Schreibtisch die Politische Ökologie theoretische und methodische Orientierung.

Der folgende Beitrag besteht aus mehreren Elementen: Kursiv gesetzt teilen wir individuelle Reflexionen und Erfahrungen aus unseren Forschungsprozessen. Im übrigen Text reflektieren wir gemeinsam. Unser Beitrag ist in einem kollaborativen Prozess entstanden, in mündlichen und schriftlichen Dialogen, in denen wir unser Wissen ineinander verflochten. Dabei beschränken wir uns auf einzelne Schlaglichter und nehmen keine vollumfängliche Methoden- und Literaturreflexion vor. Wenn wir über das Kolleg sprechen, sprechen wir aus unserer beider Perspektive und nicht aus Sicht des ganzen Kollegs. Unsere individuellen Forschungsprojekte betrachten wir nicht als isoliert, sondern als relational verbunden und verortet an unseren jeweiligen Universitäten, in der RLS und im Transformationskolleg sowie in unseren aktivistischen und persönlichen sozialen Umfeldern. Unsere Forschungen und das Kolleg gehören deshalb aus unserer Perspektive zusammen und werden hier gemeinsam betrachtet.

Aus unseren Beobachtungen und Reflexionen leiten wir die These ab, dass transformative Wissenschaft nicht nur eine Transformation *durch* Wissenschaft, sondern auch eine Transformation *der* Wissenschaft bedeutet. Dabei wollen wir beide Ebenen zusammendenken. Der Anspruch, durch wissenschaftliche Arbeit an den sozialen Verhältnissen anzuknüpfen und zu einer emanzipatorischen gesellschaftlichen Transformation beizutragen, reicht nicht aus. Stattdessen plädieren wir dafür, auch die eigenen Forschungspraxen sowie die dahinter liegenden hegemonialen Wissenschaftsstrukturen kritisch zu reflektieren und zu verändern. Wir verorten uns dabei in der Politischen Ökologie, die, wie Antje Bruns formuliert, nicht nur »eine Reflexion des Wissens über gesellschaftliche Naturverhältnisse und ihre Krisen [fordert],

sondern auch in die Wissensproduktion [interveniert]« (2022: 574). Wir wollen reflektieren, inwieweit wir dem gerecht werden.

Wofür erzeugen wir akademisches Wissen?

Wir hatten das Privileg, finanziert durch Stipendien der RLS in unseren Dissertationsprozess zu starten. Unser Glück bestand nicht nur in der materiellen Absicherung, sondern auch darin, dass es einen Konsens gab zu der Frage, *wieso* wir uns in diesen Prozess begaben: Wir sollten und wollten das Ziel verfolgen, »das empirische Wissen über [Transformations-]Zusammenhänge zu mehren, sie theoretisch zu reflektieren, die Potenziale und Voraussetzungen für erfolgreiche Kämpfe um eine sozial-ökologische Transformation zu identifizieren und Wissen zur Verfügung zu stellen, das diese Kämpfe zu orientieren hilft.«² Unser Transformationsverständnis geht über grüne Modernisierung hinaus. Wir verstehen darunter vielfältige Prozesse, um gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse radikal zu überwinden. Eine sozial-ökologische Transformation zielt auf eine sozial gerechte und ökologisch stabile Gesellschaft ab. Außerdem glauben wir, dass Wissenschaft zu gesellschaftlichen Transformationsprozessen beitragen kann. Dies teilen wir mit Leah Temper u.a. (2019: 2), die transformative Forschung als einen Ansatz begreifen, der Wissenschaft nicht nur einsetzt, um gesellschaftliche Veränderungen zu beobachten, sondern als aktive Triebkraft für sozialen Wandel. Gerade daran müsse sich akademisches Arbeiten messen lassen.³

Im Kolleg haben wir uns die Frage gestellt, wie genau wir als Forschende zu emanzipatorischer Transformation beitragen können. Reicht es, diskursiv zu intervenieren? Inwiefern braucht es Ergebnisse und Praxen, die sich zwecks Abbau des fossilen Kapitalismus materiell auswirken (könnten) (Bluwstein 2021)? Wir denken, es müsste ein symbiotisches Verhältnis zwischen Wissenschaft und Aktivismus geben. Aber wir stellen wie Alex Loftus (2015: 179) fest, dass in der Politischen Ökologie noch zu wenig behandelt wird, wie das in der Praxis aussehen könnte. Beim Blick auf unsere individuellen Forschungspraxen stoßen wir auf eine zentrale Frage: die nach der Art von Reziprozität.

FW: Die Frage der Reziprozität von Feldbeziehungen war für mich seit Beginn meiner Forschung zentral. In der Sozial- und Kulturanthropologie spielen Feldforschungen von zum

-
- 2 Selbstbeschreibung des Graduiertenkollegs »Krise und sozial-ökologische Transformation« auf der Website: <https://transformationskolleg.de>, Zugriff: 14.3.2025.
 - 3 Temper u.a. (2019) formulieren politische Gütekriterien als Ergänzung klassischer akademischer Maßstäbe, die eine Orientierung bieten, was transformative Wissenschaft ausmacht. Uns haben diese Kriterien, die wir ergänzt und abgewandelt haben, stark inspiriert.

*Teil langer Dauer eine besondere Rolle. Geforscht wird häufig an Orten, die nicht das vertraute Zuhause der Forschenden und nicht selten innerhalb kolonialer Machtverhältnisse situiert sind. Aufgrund der Geschichte der Disziplin und ihrer kolonialen Verstrickungen haben Reflexionen über Forschungspraxen und die Beziehungen im Feld einen besonderen Stellenwert. Auch für meine Feldforschung nahe an meinem Wohnort suchte ich frühzeitig nach Möglichkeiten des Giving-back. Die Frage war dabei zunächst, wem ich eigentlich etwas zurückgeben will. Den Umwelt- und Klimagerechtigkeitsaktivist*innen? Den Arbeiter*innen der Fabrik? Der Gewerkschaft IG Metall? Alle waren für meine Forschung wichtige Akteur*innen. Mein besonderes Interesse galt den Arbeitenden in der Fabrik. Der Zugang zu ihnen stellte sich aber als schwierig heraus, sodass ich schon früh auch den Kontakt zu anderen Akteur*innen suchte und intensivierte. Die daraus entstandenen Beziehungen und meine Rollen waren teilweise sehr unterschiedlich. Wie und welche Arten von Reziprozität ließen sich jeweils herstellen?*

Die Umweltgeografin Jenny Pickerill und der Bewegungssoziologe Kevin Gillan (2012: 137) beschreiben als *ethic of general reciprocity* das Schaffen eines gesellschaftlichen Nutzens durch Forschungsergebnisse, der als indirekte Kompensation für die Zeit und Informationen dient, mit denen die Teilnehmenden zur Forschung beigetragen haben. Die Medizinanthropologin Susann Huschke (2015: 55) beschreibt einen ähnlichen Zusammenhang als *discursively engaged research*, das heißt, Forschung, die sich für soziale und politische Ziele einsetzt, indem sie Wissen schafft, das Machtungleichheiten herausfordert. Dabei besteht jedoch die Gefahr, dass Forschende sich mit einem abstrakten gesellschaftlichen Nutzen ihrer Forschung begnügen und damit die versteckte Aneignung von Ideen und Wissen rechtfertigen (Lipsitz 2008: 92). In Forschungskontexten, wo große Machtungleichgewichte zwischen Forschenden und Forschungsteilnehmenden bestehen, kann diesbezüglich auch von akademischem oder epistemischem Extraktivismus gesprochen werden (Grosfoguel 2020).

Seth Low und Sally Merry (2010) weisen in ihrer Analyse der angloamerikanischen *Engaged Anthropology* auf ein zentrales Dilemma hin: Sich auf universelle Prinzipien, wie soziale Gerechtigkeit, zu berufen, könne historisch problematische – zum Beispiel imperialistische oder missionierende – Argumentationsmuster reproduzieren. Mit Verweis auf indigene Erfahrungen Aotearoas (von den Maori genutzter Name des Inselstaates Neuseeland) problematisiert Linda Tuhiwai Smith (1999) den Verweis auf vermeintlich höhere Ziele westlicher Forschender. Diese überhöhten sich dadurch selbst und reproduzierten eine koloniale Unterwerfung und Fremdbestimmung der Beforschten.

Die Annahme, dass wir mit unserer Forschung per se einen relevanten Beitrag leisten, Gesellschaft im emanzipatorischen Sinne zu verändern, birgt auch die Gefahr einer mangelnden Reflexion darüber, wer das beurteilt.

CNC: Monate vor Beginn meiner Promotion verfasste ich unter Zeitdruck mein Exposé. Darin schrieb ich, mit meiner Arbeit nicht nur Transformationswissen, sondern auch Handlungswissen generieren zu wollen, das soziale Bewegungen bei einer transformativen Strategieentwicklung unterstützen sollte. Allerdings hatte ich die Bewegungen, zu und mit denen ich forschen wollte, nicht gefragt, ob und welches Wissen sie benötigten. Zwar entsprang mein Interesse eigener praktischer Erfahrung in Bewegungskontexten im deutschsprachigen, urban geprägten Kontext. Doch in Bezug auf meinen Forschungsgegenstand in der ländlichen Extremadura habe ich die relevanten Fragestellungen nicht gemeinsam mit den Menschen vor Ort erarbeitet. Klar kann ich zu meiner Verteidigung sagen, dass Bewerbungs- und Dissertationsprozess es strukturell erschweren, partizipativ zu forschen und Forschungsbedarfe gemeinsam abzuwägen. Dennoch bereitet mir dieser Aspekt bis heute Bauchschmerzen.

Die politisch-ökologische Aktionsforschung beschäftigt sich damit, wie Forschungsbedarfe kooperativ definiert werden können. Dabei kann Partizipation, wie Severin Halder (2022) beschreibt, unterschiedlich abgestuft sein: von Informationsweitergabe bis zu kollektiver Entscheidungsmacht über den Forschungsprozess. Wir halten es vor allem für wichtig, diesbezüglich eine reflexive Haltung einzunehmen. Dazu zählt auch zu explizieren, mit wem wir im Feld kollaborieren und mit wem nicht, wie wir das begründen und auf welche Werte wir uns dabei berufen (Zenker 2021).

2023 organisierten wir als Kolleg eine Tagung zum Thema »Umkämpfte Transformation – Bestandsaufnahmen aus Wissenschaft und Bewegung«. Sie sollte »einen Dialog zwischen Wissenschaftler*innen und Aktivist*innen ermöglichen, um die Bedeutung wissenschaftlicher Kritik für die Praxis des politischen Handgemenges zu erproben«⁴. Auf dem Abschlusspanel kamen verschiedene Bewegungsperspektiven zu Wort. Dabei formulierten Aktivistinnen* zum Teil explizit Forschungsaufträge. Leider verpufften diese Anregungen und wir versäumten im Kolleg, weiter daran zu arbeiten. Dies liegt auch daran, dass viele von uns in ihren oftmals prekären Dissertationsprozessen stark ausgelastet sind.

Es wäre im Sinne einer generellen Reziprozität sinnvoll, wenn (kritische) Institutionen künftig vor der Ausschreibung von Promotionsstipendien oder der Formulierung von Forschungsprojekten den Beratungsprozess zwischen Wissenschaft und Transformationspraxis einplanten. Das würde einen Schritt bedeuten in die Richtung, Transformation nicht nur als Metapher zu verstehen, wie Jevgeniy Bluwstein (2021) es formuliert. Bluwstein fordert, dass die Transformationswissenschaft direkt in materielle Verhältnisse eingreift, anstatt sich auf kritische diskursive Beiträge zu beschränken. Eine echte Transformation müsse über theoretische Fragen hinausgehen und sich konkret mit politischen Strategien und

4 https://www.rosalux.de/veranstaltung/es_detail/RJB92/umkaempfte-transformation, Zugriff: 10.11.2024.

praktischer Umsetzung befassen. Das bedeutet nicht, dass transformative Wissenschaft bedingungslos und unkritisch soziale Bewegungen unterstützen sollte. Vielmehr geht es um ein solidarisches Verhältnis, das zwar kritische Reflexion einerseits ermöglicht, aber vermeidet, aus einer wissenschaftlichen Perspektive zu bevormunden (Borras & Franco 2023: 91ff.).

Jenseits der Frage, ob und wie wir allgemein etwas durch unsere Forschung zurückgeben können, legen wir in unseren individuellen Forschungen Wert darauf, einen direkten Ausgleich mit Forschungsteilnehmenden zu schaffen. Kevin Gillan und Jenny Pickerill (2012) nennen dies *immediate reciprocity*, Susan Huschke (2015) beschreibt es als *practical reciprocity*. Im Gegensatz zu diskursiver Reziprozität ist praktische Reziprozität unmittelbar.

*FW: Den Menschen, die sich an meiner Forschung beteiligten, vor allem denjenigen, mit denen ich Interviews führte, versuchte ich nicht nur eine bessere Welt zu versprechen, sondern ihnen auch direkt etwas zurückzugeben. Menschen aus der Fabrik vermittelte ich migrationsrechtliche Hilfs- und Beratungsangebote, die aber kaum genutzt wurden. Aus gewerkschaftlichen Kontexten gab es vereinzelt kleine Rechercheanfragen, meist an den Stellen, wo andere Quellen ausgeschöpft waren und ich letztlich auch nicht weiterkam. Am meisten konnte ich mich innerhalb der Klimagerechtigkeitskämpfe einbringen. Zwischenzeitlich räumte ich dabei dem unmittelbaren Nutzen einen großen Stellenwert ein und stellte meine Forschungsinteressen hinten an, zum Beispiel wenn ich an Arbeiter*innen Flyer des Protestbündnisses verteilt und für das Bündnis geworben habe, statt neutralere Fragen nach den Hintergründen der Arbeitenden zu stellen, womit ich langfristig vielleicht einen größeren Nutzen hätte erreichen können. Das große Engagement für die Klimagerechtigkeitskämpfe entstand letztlich auch, weil sich meine Forschung zu diesem Zeitpunkt etwas losgelöst anfühlte. Mit meinen Fragen zu ökologischen Themen konnten Gewerkschafter*innen vor Ort nicht (immer) viel anfangen, meine Fragen zur Arbeiter*innenschaft führten im Protestbündnis anfangs häufig ins Leere. Wichtig war es mir dann, Anknüpfungspunkte on the ground zu finden. Nach dem großen Engagement merkte ich wiederum, dass ich sehr in eine Aktivist*innenrolle gekommen war und versuchte, meine Forschung wieder mehr in den Fokus zu rücken. Meine Forschung entpuppte sich also als ein komplizierter Aushandlungsprozess mit unterschiedlichen Akteur*innen, der häufig eher schlecht als recht gelang.*

*CNC: Als sich die Beziehungen zu meinen Forschungspartner*innen vertieften, fragte ich, ob sie einen Wunsch hätten, wie ich sie mit meiner Forschung unterstützen könnte. Ich wusste, dass ich vieles, was die Proteste an fachlicher Unterstützung brauchten, wie Wasserbilanzanalysen oder juristische Beratung, nicht leisten konnte. Ich hatte Angst, falsche Erwartungen zu wecken. Meine Forschungspartner*innen schienen mit der Frage überfordert. Mich überkamen Zweifel, inwiefern ich als Sozialwissenschaftlerin etwas Nützliches zurückgeben könnte. Dann überlegte ich, was ich, losgelöst von meiner Rolle als Wissenschaftlerin, beitragen konnte. Ich bot praktische Hilfe an, um Aktionen logistisch zu unterstützen oder Bannersprüche zu brainstormen, verschenkte*

Protestpostkarten mit Zeichnungen verschiedener lokaler Motive, teilte Erfahrungswissen aus der Klimagerechtigkeitsbewegung in Deutschland und versuchte, die Anliegen der Proteste in der Extremadura im deutschen Bewegungskontext bekannter zu machen. Dadurch entstand praktische Reziprozität auf menschlicher und aktivistischer Ebene. Mit zunehmender Vertrautheit stellte sich auch eine Form der Reziprozität in den Forschungssituationen ein: Vermehrt hörte ich in Gesprächen und Interviewsituationen, dass diese als wertvoller Raum für kritische Reflexion wahrgenommen wurden, für die in der Alltagseile der Proteste oft kein Platz oder allein aus der Innensicht keine Möglichkeit bestand. In Interviews sprachen wir u.a. über strategische (Fehl-)Entscheidungen, Widersprüche und die Reproduktion von Ungleichheitsverhältnissen innerhalb der Proteste.

Wie generieren wir akademisches Wissen?

Trotz Reziprozität bleibt die Beziehung zwischen Wissenschaftler*innen und Forschungsteilnehmenden von grundlegenden Machtasymmetrien durchzogen: Wissen soll aus Gesprächen und Beobachtungen gewonnen werden, Forschende schreiben darüber. Im Normalfall bestimmen sie, welche Fragen gestellt werden und welche Informationen wichtig sind. Dabei sind wir als Forschende, ebenso wie Teilnehmende oder Partner*innen unserer Forschungen nicht bloße Statist*innen, sondern Subjekte. Mit dieser Sicht wenden wir uns gegen das – auch in den Sozialwissenschaften noch verbreitete – positivistische Wissenschaftsverständnis, das annimmt, es gäbe *eine* Wahrheit, die sich objektiv erforschen lasse. Entsprechend müssten sich die Forschenden neutral zu ihren ›Forschungsobjekten‹ verhalten, also Distanz wahren und nicht mehr als nötig interagieren (vgl. kritisch dazu u.a. England 1994). Das halten wir für falsch und fordern stattdessen eine Reflexion der Positionalitäten, die wir als Forschende einnehmen.

In den verschiedenen Disziplinen, in denen wir uns verorten, bekommt Positionalität von Forschenden unterschiedlich viel Aufmerksamkeit. In Soziologie und Politologie bleiben Auseinandersetzungen damit bis heute Randerscheinungen. In der Sozial- und Kulturanthropologie nehmen sie dagegen (zumindest unter kritischen Wissenschaftler*innen) viel Raum ein. Die Sozial- und Kulturanthropologie versteht sich heute in Abkehr von ihren kolonialen Verstrickungen häufig als eine Disziplin, die vor allem marginalisierte Stimmen hörbarer machen will. Anknüpfungspunkte dafür bietet Gayatri Spivak (1988), die koloniale Kontinuitäten herausgearbeitet und die Sprachlosigkeit subalternen Gruppen innerhalb bestehender Machtverhältnisse thematisiert hat. Daran schließt die Frage an, welche Stimmen in Forschungen Gehör bekommen, beginnend bei der Auswahl von Forschungsteilnehmenden. Statt mit marginalisierten Menschen zu forschen, fordert Laura Nader (1972) wiederum ein *Studying Up*, das heißt, die Herrschenden

in den Blick zu nehmen. Über diese wisse man nichts, was aus politischer Sicht aber nötig sei, um überhaupt politisch aktiv werden zu können. Mit wem also sprechen wir in unserer Forschung sinnvollerweise und welche Positionen nehmen wir in unseren Forschungsfeldern ein?

*FW: Die Tesla-Fabrik in Grünheide ist ein derart populäres Forschungsfeld, dass sich eine Vielzahl von Journalist*innen und Wissenschaftler*innen, darunter Masterstudierende, Doktorand*innen, Post-Docs und Professor*innen damit beschäftigen. Mit einem knappen Dutzend kam ich bisher in Kontakt. Viele Forschende der Sozial- und Politikwissenschaften führten Interviews im Umfeld der Fabrik. Die Gesprächspartner*innen waren dabei häufig die gleichen: leitende Angestellte von Behörden und Verbänden sowie öffentlich auftretende Personen unterschiedlicher Initiativen. Eine breite Befragung von Anwohnenden oder den Arbeitenden der Fabrik gab es kaum. Sicher hängt das auch mit den Zugängen zusammen. Gerade der Zugang zur Arbeiter*innenschaft war in den ersten Jahren nach Bau und Produktionsbeginn in der Fabrik extrem schwierig. Es bedarf sicher einiger Privilegien, wie eines Promotionsstipendiums, sich Zeit zu nehmen und hartnäckig zu sein, hier Kontakte zu bekommen. An anderen Stellen erschien mir das leichter, obwohl das Abschirmen gegenüber der Öffentlichkeit als Unternehmenspolitik Teslas auch auf öffentliche Institutionen durchschlägt, die mit Tesla zusammenarbeiten. Gleichwohl wirkte für mich, als weißer Akademiker und Doktorand, der Zugang zu lokalen und regionalen Eliten, bestehend aus anderen weißen, promovierten und nicht-promovierten Akademiker*innen, noch immer ein Stück leichter.*

Abby Neely und Thoko Nguse (2015) argumentieren, dass *landscapes of power*, also die Selbstverortungen von Forschenden auf Basis verschiedener Identitätsmerkmale und Ungleichheitsdimensionen, wichtig sind. Doch die eigenen Identitätsmerkmale erhalten erst durch die Beziehungen mit Forschungsteilnehmenden im Feld Bedeutung. Um die komplexen Machtverhältnisse vollständig abzubilden, müssten die Verstrickungen innerhalb sich ständig verändernder (Feld-)Beziehungen betrachtet werden (ebd.: 147f.). Positionalität muss also relational verstanden werden. Die Frage der Positionalität lässt sich daher nicht in einem halben Kapitel zu Beginn der Dissertation abhaken, sondern muss stets mitgedacht werden.

*CNC: »Du sprichst aber gut Spanisch!« Wenn ich während meiner Forschungsaufenthalte in Extremadura Interviews führte, war meine Herkunft oft das erste Gesprächsthema. Dabei artikulierten meine Forschungspartner*innen eine Verwirrung, die auch mich – und viele andere Menschen, die kulturell zwischen den Stühlen aufgewachsen sind – begleitet. Meine Mutter kam aus dem spanischen Galizien in den 1980er Jahren nach Westdeutschland, um dort mit meinem deutschen Vater zu leben. Wie viele andere bekam auch sie im Alltag die ausländerfeindliche Stimmung in Deutschland zu spüren. Als Kind ermahnte ich sie, im Supermarkt nicht so laut Spanisch zu sprechen – ich hatte gelernt, welcher Teil meiner Dazwischen-Identität für die deutsche Mehrheitsgesellschaft mehr wert war. Diese Hierarchien schienen sich für mich im innereuropäischen Kontext durchzusetzen:*

Dass ich als Forschende von einer Universität in Deutschland kam, öffnete mir in Spanien institutionelle Türen, beispielsweise für ein Interview mit dem Bergbauunternehmen. Im Austausch mit den Protestteilnehmenden war meine familiäre Verbindung in die Emigrationsregion Galizien aber letztlich der wichtigere Faktor. Sie verschaffte mir in Extremadura oft einen Vertrauensvorschluss – weil die Menschen in beiden spanischen Regionen eine Geschichte der Peripherisierung durch die wirtschaftlichen und politischen Zentren in Spanien und Europa teilen.

Unsere Forschungen durchliefen unterschiedliche Phasen, in denen wir uns mal mehr und mal weniger den akademischen oder aktivistischen Kontexten zugehörig fühlten. Indem wir uns auf unseren Forschungsgegenstand einlassen und etwa an Protesten teilnehmen, nähern wir uns der Rolle von *Insidern* an, bleiben jedoch als Forschende stets auch *Outsider*, die nicht so richtig dazugehören. Insbesondere kritische Transformationswissenschaftler*innen sehen sich hier mit einer Doppelrolle konfrontiert, die zu zusätzlicher Belastung und dem Gefühl führen kann, beiden Seiten – Wissenschaft und Aktivismus – unzureichend gerecht zu werden. Als Forschende mit transformativem Anspruch hadern wir mit der Binarität des Nicht-/Dazugehörens. Diese Spannung prägt unsere Arbeit und bringt besondere Herausforderungen mit sich. In diesem Spannungsfeld bewegen wir uns in einem metaphorischen »dritten Raum« (Routledge 1996), in dem klare Grenzen zwischen Wissenschaft und Aktivismus zerfließen.

Die Reflexion über dieses »Dazwischen« ist zentral für unsere Arbeit und wird auch von Sonya Dwyer und Jennifer Buckle (2009: 61) thematisiert. Sie betonen die wechselseitige Einflussnahme in der Feldforschung: Forschende beeinflussen die Analyse von Felddaten, während diese Analyse zugleich die Forschenden selbst prägt. So entsteht ein intermediärer Raum, in dem Forschende weder eindeutig *Insider* noch *Outsider* sind. Diese dynamische Positionierung erinnert an die Perspektive von Kirin Narayan (1993: 671f.), die fixe Dichotomien zwischen *Insider* und *Outsider* ebenfalls ablehnt. Narayan betont, dass es entscheidend sei, wie Forschende ihre Beziehung zu den Menschen gestalten, über die sie schreiben. Zentral sei:

[A]re they [those whom we study] viewed as mere fodder for professionally self-serving statements about a generalized Other, or are they accepted as subjects with voices, views, and dilemmas – people to whom we are bonded through ties of reciprocity and who may even be critical of our professional enterprise? (Ebd.)

Wie setzen wir uns zum bestehenden akademischen Wissen in Beziehung? Welches Wissen wird wertgeschätzt?

CNC: *Es ist Frühjahr 2022. Wir treffen uns zum Online-Kolloquium. Diesmal diskutieren wir Stefania Barcas Buch Forces of Reproduction (2020). Sie reflektiert darin, wie es möglich wäre, die »other-than-master-story« (ebd.: 2) unseres Planeten zu erzählen; eine Geschichte, in der Reproduktion, menschliches und nicht-menschliches Leben, Beziehungen, das in der kapitalistischen Moderne Unsichtbargemachte im Zentrum stehen anstatt Produktion, Kapital, hierarchisierende Dualismen und das in der kapitalistischen Moderne herrschende weiße Männliche. Der Text hat mich emotional bestärkt – auch wenn mir nicht alles analytisch klar erschien. Doch die Haltung, der Stil, die aufgeworfenen Fragen stießen ein Fenster neuer Möglichkeiten auf. Als ich dann das Zoom-Fenster des Kolloquiums schliesse, spüre ich ein nicht genau fassbares Unwohlsein und Verletztheit durch die Diskussion. Im Kolloquium wurde der Text stark kritisiert, er sei unspezifisch, unscharf, damit ließe sich nicht analytisch arbeiten. Ich denke darüber nach, wieso der Reflex in unseren Kolloquien – auch von mir selbst – oft ist, Beiträge zu kritisieren und Unzulänglichkeiten aufzeigen, anstatt zu überlegen, was an ihnen bereichernd ist. Ist diese Praxis nicht genau die der »master-story«?*

In der Anekdote zeigt sich ein verinnerlichter Kritikmodus, den wir in Zusammenhang mit einem neoliberalen, hoch individualisierten Wissenschaftsbetrieb begreifen und als Ausdruck einer Konkurrenzlogik verstehen. Wir halten eine konstruktiv-kritische Auseinandersetzung für wichtig, wünschen uns diese aber im Zusammenspiel mit selbstreflexiver Empathie. Danny Dorling stellt fest: »It is hard to be kind; much harder to be kind than to always (in your own mind) be right. [...] To be kind you have to try to be less sure of your superiority, your great knowledge and your power to discern whether others' work is very good or very bad« (2019: 3). Samantha Saville (2021) schlägt als Gegenentwurf akademische »Bescheidenheit« vor, die die eigenen Ergebnisse nicht als absolute Wahrheit betrachtet, sondern offen bleibt für Selbstkritik und andere Perspektiven.

Jenseits ethischer Leitlinien stellt unsere Anekdote die Frage nach der Epistemologie transformativer Wissenschaft, also danach, wie wir Wissen begreifen, was wir als Wissen anerkennen und wie wir Wissen erlangen. Hilfreich für die Transformationswissenschaft können hier Gedanken der feministischen Epistemologie sein. Helen Longino (1990) betont die Bedeutung der ontologischen Heterogenität, also die Vielfalt von Perspektiven und Erfahrungen, die in den Wissensbildungsprozess einfließen. Diese Idee steht in engem Zusammenhang mit dem Konzept der *situated knowledges* von Donna Haraway (1988). Auch Haraway unterstreicht, dass Wissen immer in spezifische soziale und kulturelle Kontexte eingebettet ist. Beide Ansätze fordern, die Vielfalt und unterschiedlichen Standpunkte, die unsere Erkenntnisse prägen und erweitern, anzuerkennen. In diesem Sinne wird Wissen als dynamisch, kontextabhängig und radikal interdependent verstanden. Diesen Gedanken finden

wir auch wieder, wenn wir in die Literatur der transformativen *Bewegungspraxis* schauen, die vom Schwarzen Feminismus inspiriert ist: Die Social-Justice-Aktivistin adrienne maree brown beschreibt in ihrem Buch *Emergent Strategies* (2017) Leitlinien, die uns helfen können, in kollektiven Räumen eine Haltung einzunehmen, um gemeinsam an praktischen strategischen Transformationen zu arbeiten. Eine dieser Leitlinien lautet »building, not selling« (ebd.: 230). Dies bedeutet, in Diskussionen eigene Perspektiven mit anderen kombinieren zu wollen, anstatt nur das eigene Wissen anzupreisen. Diese Haltung schließt kritische Auseinandersetzungen und Konflikte als konstruktiv ein, fordert jedoch vor allem, zu lernen, offen zu sein und Mehrdeutigkeiten zu akzeptieren, anstatt nach eindeutigen Wahrheiten zu suchen, und bereit zu sein, eigene Wahrheiten nicht als die einzigen anzusehen (ebd.: 143).

Bei der öffentlichen Tagung unseres Kollegs 2023 haben wir versucht, verbindende Formate zu finden. Dennoch ist es kaum gelungen, einzelne Beiträge miteinander in Beziehung zu bringen. Bei den Panel-Sessions präsentierten Beitragende ihre eigenen Standpunkte und die Moderation musste sich, zum Scheitern verurteilt, bemühen, Verbindungslinien herzustellen. Als Lehre aus dieser Erfahrung haben wir für diesen Sammelband ein anderes Vorgehen gewählt: Leitfragen sollten einen Dialog zwischen den einzelnen Beiträgen ermöglichen. Die meisten Beiträge entstanden in neuen Kollaborationen. In den Clustern der Unterthemen wurden frühzeitig Diskussionen geführt, um sich auszutauschen und Verbindungslinien zu suchen. Diverse Feedbackprozesse zwischen den Beitragenden und weiteren Kollegmitgliedern ermöglichten einen Dialogprozess.

Dass dennoch einige Puzzleteile des ganzen Bildes umkämpfter Transformation fehlen, liegt auch daran, dass viele Perspektiven in unserem Kolleg nicht zu Wort kommen. Wie bei unseren Tagungen hat sich das Herausgabeteam auch beim Sammelband dagegen entschieden, offen um Einreichungsvorschläge zu bitten. Wir begründeten dies mit knappen Ressourcen und hielten das Prozedere für zu aufwendig. Unser Raum, der einigen leichter zugänglich ist als anderen, blieb dadurch weiterhin verschlossen. Unsere Gruppe ist in Bezug auf diverse Repräsentanzmerkmale recht homogen, beispielsweise hinsichtlich Erfahrungen mit Rassismus, Antisemitismus oder Ableismus. Auch wenn wir keinen direkten Einfluss auf den Ausschreibungstext für das Kolleg oder die Verbreitungskanäle der Ausschreibung hatten, stellen wir fest, dass wir bislang wenig dafür getan haben, diversere Perspektiven zur Teilnahme einzuladen. Obwohl wir uns im Kolleg mit verschiedenen Wissenssystemen und Theorieschulen rund um Transformation auseinandersetzen, fehlen beispielsweise Perspektiven von erlebtem jüdischem, Schwarzen oder behindertem Wissen. Eine transformative Wissenschaft möchte nicht nur Perspektiven und Wissen zusammenfügen. Sie will auch strukturelle Voraussetzungen schaffen, damit marginalisiertes Wissen gehört wird und Ressourcen im akademischen System umverteilt werden.

Die Frage der Repräsentanz ist eng mit den Wissenssystemen und den Machtverhältnissen verbunden, die diese durchziehen. Wissenschaft findet in einem »historisch situierten Komplex[...] aus Institutionen, Praktiken, Produktionsapparaten und gesellschaftlichen Alltagsverständnissen, die mit Macht verwoben sind« (I.LA. Kollektiv 2017: 52; vgl. auch Danielzik 2013: 26), statt. Diese Machtverhältnisse sind historisch und geographisch ungleich verteilt, da das in Europa gelehrte Wissen vorwiegend weiß geprägt ist. Die Aufklärung untermauerte ihren Anspruch auf Objektivität und Universalität, deren Export im Zuge des Kolonialismus eng mit der imperialen Lebensweise verknüpft ist. Ideen von Entwicklung, Fortschritt und Modernisierung wurden durch sie gefestigt (I.LA. Kollektiv 2017: 53) – aus dieser Position starten auch die Transformationswissenschaften.

Kritik an diesen Strukturen muss sich daher auch auf erkenntnistheoretische Fragen beziehen. Miranda Fricker (2007) prägte den Begriff der epistemischen Ungerechtigkeit, wobei sie zwei Formen unterscheidet: Zeugnisungerechtigkeit, bei der einer Person aufgrund von Machtverhältnissen weniger Glaubwürdigkeit zugeschrieben wird, und hermeneutische Ungerechtigkeit, bei der eine Person aufgrund fehlender kollektiver Interpretationsressourcen ihre sozialen Erfahrungen nicht sinnvoll deuten kann (ebd.: 23f.). In den Transformationswissenschaften kann partizipative Forschung eine Antwort auf epistemische Ungerechtigkeit darstellen. Durch die gemeinsame Wissensproduktion von Wissenschaft und Zivilgesellschaft werden epistemische Lücken und Widersprüche sichtbar und bearbeitbar (Temper/Del Bene 2016). Vor diesem Hintergrund halten wir es für entscheidend, Wissenschaft immer in realen Verhältnissen zu verorten. Paul Routledge (1996) kritisiert, dass im akademischen Bereich häufig zwischen gelebtem Erfahrungswissen und theoretischem Wissen unterschieden wird, wobei die direkte Erfahrung zugunsten abstrakter Theorie vernachlässigt wird. In Anlehnung an bell hooks (1994) fordert Routledge, sich stärker der »unmittelbar gelebten Theorie« zuzuwenden. Im Kolleg fällt auf, dass nahezu alle Forscher*innen empirisch arbeiten und viele auch Feldforschung betreiben.

Neben dem Verhältnis von Wissenschaft und sozialer Wirklichkeit in der Forschungspraxis schätzten wir auch die Versuche, kreative Ansätze im wissenschaftlichen Austausch untereinander auszuprobieren. Temper u.a. (2019: 1) sprechen davon, dominante Formen der Wissensproduktion und etablierte Abläufe und Diskurse, die dazu beigetragen haben, andere Wissensformen zu marginalisieren, herauszufordern, um eine gesellschaftliche Transformation zu erreichen. Kreative Schreibübungen, vielstimmige Keynotes, Lunch-Talks auf Konferenzen, spielerische Elemente oder Collage-Workshops waren Versuche, die eingeübten Formen unseres wissenschaftlichen Austauschs im Kolleg zu verändern. Sie riefen auch Irritationen hervor. Hürden mussten überwunden werden, um das unmittelbare Arbeiten und seine Praxen zu hinterfragen. Grundsätzlich aber empfanden wir es als bereichernd, dass wir im Kolleg immer wieder Raum für solche Zugänge finden

konnten, der an anderer Stelle, zum Beispiel der Universität, schwerer zu schaffen ist. Durch die interdisziplinäre Ausrichtung, die Fehlerfreundlichkeit im Peer-to-Peer-Lernen und flachere Hierarchien konnte dieser Raum entstehen. Bedingende Strukturen schränkten uns auf der anderen Seite trotzdem ein, allen voran die strenge zeitliche Begrenzung des Stipendiums.

Wie gestalten wir Beziehungen in unserem akademischen Alltag?

Die Ansprüche, die wir an transformative Wissenschaft formulieren, sind nicht einfach zu erfüllen. Denn auch als Transformationsforscher*innen sind wir Teil eines neoliberalen Wissenschaftsumfelds, das Individualismus, Wettbewerb und Hierarchien fördert – und wenig Zeit lässt für Reflexion, Innehalten und langsames Forschen (Mountz u. a. 2015; Temper u. a. 2019; siehe Beitrag von Stefan Schoppengerd in diesem Band). Die neoliberalisierte Wissenschaft zwingt uns, unseren Wert ständig durch Messzahlen zu Output und Produktivität zu beweisen. Dies erschwert solidarisches, freudvolles und kollektives wissenschaftliches Arbeiten strukturell. Dass zudem gesellschaftliche Formen der Unterdrückung – wie Rassismus, Sexismus, Ableismus, Klassismus – die Startlinie im akademischen Wettbewerb unterschiedlich setzen, wird im neoliberalen Mythos des autonomen Wissenschaftlers unsichtbar (Naylor 2023).

Im Sinne politischer Präfiguration (Sörensen 2023), denken wir, dass es Aufgabe der Transformationswissenschaft ist, dem im Hier und Jetzt etwas entgegenzustellen. Einerseits ist es wichtig, dass wir uns organisieren und für strukturelle Veränderungen des neoliberalen Wissenschaftsbetriebs einsetzen – inspirierende Beispiele sind Initiativen, die sich gegen prekäre Arbeitsverhältnisse an Universitäten wehren (darunter Uni Kassel Unbefristet, TVStud oder die Mittelbauinitiativen des Netzwerk für Gute Arbeit in der Wissenschaft) oder für diskriminierungssensible Fördermittelvergabe für Studien- und Forschungsprojekte einsetzen (beispielsweise die Lux like Stipendien der RLS). Andererseits, und darauf möchten wir an dieser Stelle fokussieren, braucht es auch in den Transformationswissenschaften präfigurative Praxen, die über neue Formen von Beziehung solidarische Zukünfte im Hier und Jetzt erfahr- und erlebbar machen (Sörensen 2023). Debatten und Bewegungen, welche die Bedeutung von Beziehungen für gesellschaftlichen Wandel betonen, verschieben den Fokus auf kollektive Praxen (Adamczak 2017; siehe Beitrag von Tom Selje und Paul Strikker in diesem Band). So schlagen unter anderem Vertreter*innen der feministischen Geografie vor, Beziehungen in unserer alltäglichen Wissenschaftspraxis mehr Bedeutung zuzuschreiben. Sie plädieren für eine *ethics of care* (Lawson 2009; Askins/Blazek 2019), die Prinzipien wie Individualität, Konkurrenz und Hierarchie ablösen soll (siehe Beitrag von Sophie von Redecker und Ania Spatzier in diesem Band).

Die Sorge-Ethik bezieht sich auf (mindestens) drei Ebenen: *caring* als Praxis und Orientierungspunkt in unserer eigenen Forschung, *caring* für uns selbst und *caring* für jene Menschen, mit denen wir uns im akademischen Alltag, auch außerhalb unserer konkreten empirischen Forschungspraxis, in Verbindung setzen (Sellberg u.a. 2021).

*CNC: Blauäugig und nervös startete ich in meine erste Feldphase in Extremadura. Im Gepäck hatte ich Befürchtungen und Zweifel – bezogen auf die akademische Qualität und Relevanz meines Forschungsprojekts, auf meine Tauglichkeit als Wissenschaftlerin und die Frage, ob ich ein solches Projekt aufgrund einer persönlichen Krise würde stemmen können. Auf einer Parkbank sitzend tauschte ich mich an einem sonnigen Morgen mit einer meiner ersten Interviewpartner*innen über die Lithiumproteste vor Ort aus. Irgendwann verließ das Gespräch meinen Leitfaden. Im Austausch über die persönlichen Gründe für die Teilnahme am Protest schwenkte die Aufmerksamkeit meiner Interviewperson, mit brechender Stimme, auf den kürzlichen Verlust einer prägenden Bezugsperson. Eine Erfahrung, die ich teilte und die eine plötzliche Nähe herstellte. Neben wertvollen Einblicken in die Proteste gab mir dieses Gespräch durch das wechselseitige fürsorgliche Inbeziehungtreten Sicherheit für mein Forschungsprojekt; ebenso wie die Empathie anderer Kollegmitglieder, das Verständnis meiner Betreuerin für mein langsames Vorankommen und die Unterstützung von Familie und Freund*innen. Mir ist klar, dass ich dieses akademische Projekt ohne diese sorgenden Beziehungen längst abgebrochen hätte. Es fällt mir jedoch schwer, meine ursprüngliche akademische Ausbildung zu verlernen und anzuerkennen, dass diese wichtigen (Sorge-)Beziehungen in meiner Dissertation mehr Platz und Reflexion verdienen als nur im Dankeswort.*

Sorgende Beziehungen in der empirischen Forschungsarbeit aufzubauen, ist nicht nur ein forschungsethischer Leitsatz, der über den des *Do-no-Harm* hinausgeht. Es ist auch eine methodische Notwendigkeit, um im Feld vertrauensvolle Verbindungen zu schaffen. Wir wollen hier herausstellen, dass es sich dabei nicht um eine einseitige Beziehung handelt, sondern um wechselseitige Fürsorge. Wenn wir in unserem Forschungsalltag Beziehungen knüpfen, so werden auch wir als Personen und Wissenschaftler*innen umsorgt (Lawson 2009; Askins/Blazek 2019). Eine solche relationale Perspektive entlarvt den Mythos einer isolierten, autonom forschenden Person, ohne dabei ungleiche Positionen in diesen Beziehungen zu übergehen.

Prekarität, Hochstapler-Gefühle, Mikroaggressionen, Überlastungen begleiten den akademischen Alltag vieler junger Wissenschaftler*innen (Wood u.a. 2020; Naylor 2023). Hinzu kommt für uns als kritische Transformationsforschende die ständige Befürchtung, an den eigenen hohen Erwartungen, akademisch beachtete und gleichzeitig gesellschaftsverändernde Wissenschaft zu betreiben, zu scheitern (Sellberg u.a. 2021). Dem stellt eine Sorge-Perspektive, inspiriert durch den Schwarzen Feminismus, Selbstfürsorge als Widerstandsakt gegen den neoliberalen

ralen Wissenschaftsbetrieb entgegen (Ahmed 2014; Jones/Whittle 2020). Doch Selbstfürsorge setzt Mut voraus.

*FW: Als ich ins Kolleg kam, spürte ich eine dynamische Energie, eine kleine Aufbruchstimmung. Die ersten Stipendiat*innen, die bereits im Vorjahr begonnen hatten, äußerten ihre Freude darüber, dass wir nun eine größere Gruppe sind. Mir wurde mit Interesse, Neugier und Wertschätzung begegnet. Das tat mir gut. In meinem vorigen beruflichen Kontext nahm ich das nur begrenzt wahr. Das Interesse beschränkte sich nicht nur auf mein Forschungsprojekt, sondern auch auf mich als Person. Nach turbulenten beruflichen Erfahrungen während der Corona-Pandemie und Jahren ohne wissenschaftliche Arbeitspraxis fühlte ich mich unsicher bezüglich meiner wissenschaftlichen Fähigkeiten. Unter den Stipendiat*innen des Kollegs hatte ich das Gefühl, als Mensch willkommen zu sein, unabhängig von der Qualität meiner wissenschaftlichen Arbeit. Zugleich beobachtete ich, dass in den Wie-Geht's-Mir-Runden unserer wöchentlichen Treffen Herausforderungen (viel) Raum bekamen, sei es der Struggle mit Sorgeverpflichtungen oder persönliche Krisen unterschiedlicher Art. Ich fühlte mich ermutigt, ebenfalls über Persönliches zu sprechen und fand Mut, auch eigene Krisenerfahrungen zu teilen, wenn sie aufkamen. In den Momenten hatte ich immer das Gefühl, Raum dafür zu haben. Auch wenn viele Punkte auf der Orga-Liste standen, wurde nachgefragt, wenn ich oder eine andere Person eine größere Herausforderung offenbarte. Immer fanden sich auch Menschen, die im Anschluss weitere Unterstützung anboten, falls es noch Gesprächsbedarf gab.*

Wir durften erfahren, dass solidarische Peer-to-Peer-Austauschräume, wie das Graduiertenkolleg, eine wertvolle Chance darstellen, um sich gegenseitig darin zu bestärken, Pausen zu machen, Zeit für Regeneration einzuplanen und sich Unterstützungsnetzwerke zu organisieren (Naylor 2023). Gerade der Zusammenschluss von vielen Nachwuchswissenschaftler*innen mit unterschiedlichen institutionellen Einbindungen, individuellen Forschungsprojekten, aber auch geteilten Erfahrungen schuf die Grundlage dafür, dass kritische akademische Freund*innenschaften auf Augenhöhe entstanden (Sotiropoulou/Cranston 2022), die uns durch die oftmals einsame Zeit der Promotion tragen. Selbstfürsorge funktioniert nur relational.

Das Kolleg ist für uns ein Experimentierraum, in dem wir eine wissenschaftliche Alltagspraxis erproben können, die mit Empathie, inklusiver Solidarität und »Freundlichkeit« (Dorling 2019) erlebbar macht, wie eine transformierte Welt aussehen kann. Uns an Care zu orientieren, drängt uns, nicht nur in Forschungsprojekten über Möglichkeiten und Hemmnisse emanzipatorischer Transformation nachzudenken, sondern auch, unsere eigene Verstrickung in die herrschenden Verhältnisse zu reflektieren. So können wir uns nicht einfach auf Transformation im Abstrakten beschränken, sondern müssen Transformation in unseren konkreten Praxen und sozialen Beziehungen, an spezifischen Orten und Zeitpunkten, umsetzen (Lawson 2009: 211; Wood u. a. 2020: 428f.).

Natürlich scheitern wir im Kolleg regelmäßig. Wir wollen dies als kollektives Scheitern begreifen. Radikal sorgende Beziehungen aufzubauen und zu pflegen, stellt zwar einen individuellen Anspruch dar, ist jedoch zugleich eine kollektive Verantwortung. Wenn wir dies ignorieren, laufen wir Gefahr, die strukturellen Bedingungen zu übersehen, die es manchen Menschen erleichtern, fürsorglich zu sein, während andere diese Sorgearbeit im Wissenschaftsalltag kaum leisten können, davon ausgeschlossen werden, sie zu empfangen, und wieder andere glauben, sie nicht leisten zu müssen (Greenhough u.a. 2023). Verantwortungsübernahme für das kollektive akademische Wohlergehen, beispielsweise nach dem Befinden eines Kollegen zu fragen, nachdem er im Kolloquium scharf kritisiert wurde, den Tee für die Arbeitsbesprechung zu kochen oder einen Neujahrsgruß an die Forschungspartner*innen zu schicken, wird im neoliberalen Wissenschaftsbetrieb als Zeitverschwendung oder Opfer angesehen. Diese Opfer bringen meistens Menschen, die in akademischen Hierarchien niedriger gestellt oder gesellschaftlich benachteiligt sind. Außerdem schließen akademische Räume, wie unser Kolleg, weiterhin viele Menschen aus. Um dies zu verändern, braucht es institutionelle Verschiebungen, für die wir kollektiv einstehen müssen.

Wollen wir transformativ wirken, dürfen präfigurative Praxen kein Privileg weniger engagierter Wissenschaftler*innen bleiben, die sich in solidarischen Zusammenhängen, wie es das Graduiertenkolleg sein kann, einkokonnieren. Ein Verständnis dieser Formen von Fürsorglichkeit als »weltzugewandte« (Sörensen 2023: 123) Präfiguration setzt eine Politisierung dieser Praxen voraus. Dies könnte etwa durch laut gedachte Reflexionen – wir versuchen es in diesem Text – oder gezielte Interventionen in den Universitäten und Institutionen, in denen wir uns sonst bewegen, geschehen. Damit können wir im besten Fall transformative, strukturelle Impulse geben, und zumindest gestalten wir unseren Wissenschaftsalltag lebenswerter und schöner (Wood u.a. 2020: 438). In einer Formulierung von Henry Jones und Rebecca Whittle (2021: 386f.) zusammengefasst:

The most transformative impact we may have in our capacity as academics rests within the seemingly mundane, in our modes of engaging with ourselves and one another, how we act within and on our communities, and in our everyday, moment-by-moment relations to the people and spaces we encounter.

Literatur

- Adamczak, Bini (2017): *Beziehungswise Revolution: 1917, 1968 und kommende*. Frankfurt a.M.
- Ahmed, Sara (2004): *The Cultural Politics of Emotion*. New York.

- Askins, Kye/Blazek, Matej (2016): Feeling Our Way: Academia, Emotions and a Politics of Care. In: *Social & Cultural Geography*, 18(8): 1086–1105. DOI: <http://dx.doi.org/10.1080/14649365.2016.1240224>.
- Barca, Stefania (2020): Forces of Reproduction. Notes for a counter-hegemonic Anthropocene. Cambridge. DOI: <https://doi.org/10.1017/9781108878371>.
- Bluwstein, Jevgeniy (2021): Transformation is not a metaphor. In: *Political Geography*, 90(3): 102450. DOI: <https://doi.org/10.1016/j.polgeo.2021.102450>.
- Borras, Saturnino M. J./Franco, Jennifer C. (2023): Scholar-Activism and Land Struggles. Rugby. DOI: <https://doi.org/10.3362/9781788532594>.
- brown, adrienne maree (2017): *Emergent Strategy – Shaping Change, Changing Worlds*. Chico.
- Bruns, Antje (2022): Verlernen lernen – eine intervenierende Forschungs- und Arbeitsweise in der Politischen Ökologie. In: Gottschlich, Daniela u.a. (Hg.): *Handbuch Politische Ökologie*. Bielefeld: 571–579. DOI: <https://doi.org/10.14361/9783839456279-059>.
- Danielzik, Chandra-Milena (2013): Überlegenheitsdenken fällt nicht vom Himmel. Postkoloniale Perspektiven auf Globales Lernen und Bildung für nachhaltige Entwicklung. In: *ZEP*, 1(13), 26–33.
- Dorling, Danny (2019): Kindness: A new kind of rigour for British Geographers. In: *Emotion, Space and Society*, 33: 100630. DOI: <https://doi.org/10.1016/j.emospa.2019.100630>.
- Dwyer, Sonya C./Buckle, Jennifer L. (2009): The Space Between – On Being an Insider-Outsider in Qualitative Research. In: *International Journal of Qualitative Methods*, 8(1), 54–63. DOI: <https://doi.org/10.1177/160940690900800105>.
- England, Kim (1994): Getting Personal: Reflexivity, Positionality, and Feminist Research. In: *The Professional Geographer*, 46(1): 80–89. DOI: <https://doi.org/10.1111/j.0033-0124.1994.00080.x>.
- Fricker, Miranda (2007): *Epistemic Injustice. Power and the ethics of knowing*. Oxford, New York.
- Gillan, Kevin/Pickerill, Jenny (2012): The difficult and hopeful ethics of research on, and with, social movements. In: *Social Movement Studies*, 11(2): 133–143. DOI: <https://doi.org/10.1080/14742837.2012.664890>.
- Greenhough, Beth u.a. (2023): Why ›cultures of care‹? In: *Social & Cultural Geography*, 24(1): 1–10. DOI: <https://doi.org/10.1080/14649365.2022.2105938>.
- Grosfoguel, Ramón (2020): Epistemic Extractivism – A Dialogue with Alberto Acosta, Leanne Betasamosake Simpson, and Silvia Rivera Cusicanqui. In: De Sousa Santos, Boaventura/Meneses, Maria P. (Hg.): *Knowledges born in the struggle. Constructing the epistemologies of the Global South*. New York, London: 203–218.

- Halder, Severin (2022): Aktionsforschung(en). In: Gottschlich, Daniela u.a. (Hg.): Handbuch Politische Ökologie. Bielefeld: 493–502. DOI: <https://doi.org/10.14361/9783839456279-051>.
- Haraway, Donna (1988): Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. In: *Feminist Studies*, 14(3): 575–599. DOI: <https://doi.org/10.2307/3178066>.
- hooks, bell (1994): *Teaching to Transgress*. New York.
- Huschke, Susan (2015): Giving Back: Activist Research with Undocumented Migrants in Berlin. In: *Medical Anthropology*, 34(1): 54–69. DOI: <https://doi.org/10.1080/01459740.2014.949375>.
- I.L.A.-Kollektiv (2017): *Auf Kosten anderer? Wie die imperiale Lebensweise ein gutes Leben für alle verhindert*. München.
- Inkermann, Nilda u.a. (2019): Transformieren wir die Wissenschaft der Transformation?! (11.10.2019). URL: <https://www.postwachstum.de/transformieren-wir-die-wissenschaft-der-transformation-20191011>, Zugriff: 21.11.2024.
- Jones, Craig Henry/Whittle, Rebecca (2020): Researcher self-care and caring in the research community In: *Area*, 53(2): 381–388. DOI: <https://doi.org/10.1111/area.12703>.
- Lawson, Victoria (2009): Instead of radical geography, how about caring geography? In: *Antipode*, 41: 210–213. DOI: <https://doi.org/10.1111/j.1467-8330.2008.00665.x>.
- Lipsitz, George (2008): Breaking the Chains and Steering the Ship: How Activism Can Help Change Teaching and Scholarship. In: Hale, Charles R. (Hg.): *Engaging Contradictions – Theory, Politics, and Methods of Activist Scholarship*. Berkeley, Los Angeles, London: 88–114.
- Loftus, Alex (2015): Political Ecology as Praxis. In: Perreault, Thomas A. u.a. (Hg.): *The Routledge Handbook of Political Ecology*. London: 179–187.
- Longino, Helen E. (1990): *Science as Social Knowledge. Values and Objectivity in Scientific Inquiry*. Princeton. DOI: <https://doi.org/10.2307/j.ctvx5wbfz>.
- Low, Seth M./Merry, Sally Engle (2010): Engaged Anthropology – Diversity and Dilemmas. In: *Current Anthropology*, 51(2): 203–226. DOI: <https://doi.org/10.1086/653837>.
- Mountz, Alison u.a. (2015): For slow scholarship: A feminist politics of resistance through collective action in the neoliberal university. In: *ACME: An International Journal for Critical Geographies*, 14(4), 1235–1259. DOI: <https://doi.org/10.14288/acme.v14i4.1058>.
- Nader, Laura (1972): *Up the Anthropologist: Perspectives Gained From Studying Up*. In: Hymes, Dell (Hg.): *Reinventing Anthropology*. New York: 284–311.
- Narayan, Kirin (1993): How Native Is a »Native« Anthropologist? In: *American Anthropologist*, 95(3): 671–686. DOI: <https://doi.org/10.1525/aa.1993.95.3.02a00070>.

- Naylor, Lindsay (2023): A Feminist Ethic of Care in the Neoliberal University. URL: <https://www.societyandspace.org/articles/a-feminist-ethic-of-care-in-the-neoliberal-university>, Zugriff: 21.11.2024.
- Neely, Abby/Nguse, Thoko (2015): Relationships and research methods: Entanglements, intra-actions, and diffraction. In: Perreault, Thomas A. u.a. (Hg.): *The Routledge Handbook of Political Ecology*. London: 140–149.
- Routledge, Paul (1996): The third space as critical engagement. In: *Antipode*, 28(4): 399–419. DOI: <https://doi.org/10.1111/j.1467-8330.1996.tb00533.x>.
- Saville, Samantha M. (2021): Towards humble geographies. In: *Area*, 53(1): 97–105. DOI: <https://doi.org/10.1111/area.12664>.
- Sellberg, My M. u.a. (2021): Towards a caring transdisciplinary research practice: navigating science, society and self. In: *Ecosystems and People*, (17)1: 292–305. DOI: <https://doi.org/10.1080/26395916.2021.1931452>.
- Smith, Linda Tuhiwai (1999): *Decolonizing Methodologies – Research and Indigenous Peoples*. London, New York.
- Sörensen, Paul (2023): Präfiguration. Zur Politizität einer transformativen Praxis. Frankfurt/New York.
- Sotiropoulou, Panagiota/Cranston, Sophie (2023): Critical friendship: an alternative, ›care-full‹ way to play the academic game. In: *Gender, Place & Culture*, 30(8): 1104–1125. DOI: <https://doi.org/10.1080/0966369X.2022.2069684>.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1988): Can the Subaltern Speak? In: Nelson, Cary/Grossberg, Lawrence (Hg.): *Marxism and the Interpretation of Culture*. Urbana/Chicago: 271–313.
- Temper, Leah/Del Bene, Daniela (2016): Transforming knowledge creation for environmental and epistemic justice. In: *Current Opinion in Environmental Sustainability*, 20, 41–49. DOI: <https://doi.org/10.1080/03066150.2016.1141198>.
- Temper, Leah u.a. (2019): From academic to political rigour: Insights from the ›Tarot‹ of transgressive research. In: *Ecological Economics*, 164: 106379. DOI: <https://doi.org/10.1016/j.ecolecon.2019.106379>.
- Wood, Lydia u.a. (2020): Tenets for a radical care ethics in geography. In: *ACME: An International Journal for Critical Geographies*, 19(2): 424–447. DOI: <https://doi.org/10.14288/acme.v19i2.1767>.
- Zenker, Olaf (2021): Anthropology and the postliberal challenge. In: *Social Anthropology/Anthropologie Sociale* 29(2): 370–372. DOI: <https://doi.org/10.1111/1469-8676.13050>.

